In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 212. | Posen, den 15. September 1928. | 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

4. Fortsetzung.

Amtliche Einreiseerlaubnis eingeholt. Ohne Büro, ohne verkratzte Pultdeckel und dünkelhaft-lächerliche Beamte.

Am Strand auf einem Korallenblock gesessen, mit nackten Füßen im weißen Sand gespielt. Sich gefreut, wie er wohlig zwischen den Zehen durchrieselte.

Und Ta'avale, der grimmig ernst vier Schritte vor ihm hockte, erklärt, was sich nicht erklären ließ.

Es war nicht ganz so einfach. Was aber half es?

So erfuhr der Vater O'as, daß „Reri“, der weiße Mann, der ohne Einbaum gekommen, des Landes müde gewesen war, aus dem er stammte. Und daß er ausruhen wollte, was im Land der Weißen, die immer vorwärts rennen wollen auf einer Scheibe, die sich nach rückwärts dreht, nicht geht. Daß er von einem der großen Einbäume der Weißen, wie mitunter auch einer nach Safune kam, ins Meer gesprungen und hergeschwommen war.

Und Ta'avale hatte lange nachgedacht über die Seltsamkeit der Lebensweise der weißen Männer, und wer wohl die Scheibe drehte, auf der sie vorwärts liefen.

O'a war traurig.

Ihr hatte er das nicht erzählt.

Nur Ta'avale. Und er sah sie gar nicht an, obwohl sie die große Muschelkette um den Hals trug, die ganz große, die Fa'anoase, der Mutter, gehört hatte.

Er saß immer nur und träumte.

O'a hatte recht.

Gerd Reerink träumte.

All seine Ironie war geschmolzen. Alles Rückläufige, alles Vergangene in nebelhafte Fernen gesunken.

Dasein hieß nicht Kampf — Dasein hieß Da-Sein. Sein. Teil-Bilden.

Das war höchster Genuß.

Stundenlang durchstreifte Reerink die kleine Insel, die er von Menschen unbewohnt fand; stundenlang lag er in dichtem blaugrünen Schwellgras, so den berauschenden Geruch des Jasmins und des brennendroten Hibiskus ein. Sicherlich war es immer so gewesen. Und wenn violette Dämmerung vorübergleitend die schwere schwarze Samtschleppe der Nacht über die Insel zog, wenn ein einsamer Vogelruf — der letzte — sich mischte mit dem leisen Rauschen der Wellen, die an die Korallenriffe schlugen mit weißen, werbenden Fängen, lag er noch immer und war eins mit dem Vogel, der Welle, dem Duft und dem Abendwind in den Palmen.

Nichts entschwand mehr, es war nie etwas gewesen.

Belanglose Kleinheit war fort, wie die Menschen im Tal verschwunden sind, wenn man vom höchsten Berg aus auf sie herabsieht.

Kein Loslösen, kein Entweichen — Losgelöstsein, Entwichensein.

Es war nicht die unendliche Schönheit der Welt, nicht die Ruhe des Geborgenseins auch nicht die tiefe, religiöse Stille des Paradieses. Es war dies alles zusammen und viel mehr noch — Undeutbares, kaum zu Ahnendes.

Ganz selten, in den klaren Stunden des Abends, wenn sich scharfzackig die Umrisse des fernen Safune abhoben, kam das Bewußtsein, Mensch zu sein, zurück. Ließ empfinden, daß es Gras war, in dem man saß, daß es Meer war, auf das man sah. Daß ein zierlich schönes, braunes Körperchen mit großen, tiefschwarzen Traumaugen wenige Schritte entfernt auf einem Stein hockte und zu einem aufsah wie zu einem geschnitzten Götzenbild.

Und leise fragte er sie eines Abends, wie sie hergekommen war. Sie und Ta'avale, der Vater, der Große, Kluge, der Mann mit dem Speer von Haifischzähnen.

Ueber O'as Gesichtchen ging ein Leuchten, und sie preßte die beiden Arme plötzlich gegen das Herz.

„Was hast du?“ fragte er.

„Die Freude tut mir weh,“ sagte O'a leise.

„Du freust dich?“

Sie neigte den Kopf und schwieg.

Gerd Reerink sann.

„Fang an,“ sagte er dann plötzlich und ärgerte sich im gleichen Augenblick maßlos über die Rauheit, mit der das herausgekommen war.

Sie zuckte zusammen und begann.

Was sie sagte, wurde durch einen seltsam feierlichen Tonfall mehr noch als durch ihre Worte an sich zu einem wilden, farbensprühenden Märchen, einem Gesang.

„Da warb Pe'a, der Mann mit den vielen Schweinen, der Mann mit der großen Hütte, bei Ta'avale in Safune um mich. Er wollte viele Pokon geben, damit ich zu ihm käme, auf seine Matte.

Aber Sib-awaki, der Zauberer, war am Tage vorher bei Ta'avale gewesen, dem König von Samaki auf Safune. Der hatte gesagt, es wäre nicht gut. Pe'a würde Unheil bringen über Ta'avale und sein Haus. Und Ta'avale hatte einen Preis verlangt für mich, den niemand bezahlen konnte in Safune, auch Pe'a nicht, den doch viele Pokon hat. Da wurde Pe'a sehr zornig und schrie, die Waldgeister hätten Ta'avales Sinn verwirrt, und er rede Dinge, die es nicht gebe.

Alle Leute von Samaki liefen zusammen und ließen Bananen, Jams und Taroknollen, sogar Lap-lap im Stich und sahen, wie Pe'a auf Ta'avale einschrie, auf den König.

„Du bist zu alt geworden,“ schrie Pe'a, und sein Gesicht glänzte vor Wut und einer heimlichen Freude. „Ta'avale ist zu alt geworden, er kann nicht mehr König sein, man muß ihn eingraben und auf seinem Kopf tanzen, bis er tot ist.“ Von den Leuten schrien viele mit, denen Pe'a jedem ein ganzes Pokon versprochen hatte, wenn er König würde. Denn Pe'a wollte König werden, und dies war der Rat, den ihm Sib-awaki, der Zauberer, gegeben hatte.

„Zwei Dinge kannst du tun, o Pe'a, künftiger König von Samaki! Nimm O'a, die Tochter des Königs, zu dir auf die Matte. So wirst du sicherlich König werden, wenn Ta'avale tot ist. Er ist alt. Oder aber nimm deine Keule und schlage Ta'avale dem König, die Hirn-

schale ein. Und sieh dich um und sage den Leuten von Sadaki, was ein echter König sagen muß." „Das will ich tun!" schrie Pe'a und hatte die Hand an seinem Messer, und sein Gesicht war verzerrt vor Freude.

Sib-awaki ist ein kluger Mann, und er sagte: „Sicherlich wirst du ein großer König sein, Pe'a. Aber sieh, wenn du Ta'avale die Hirnschale einschlägst, wird in dreißig Jahren einer, der heute noch nicht Zähne im Mund hat, einer, dem heute noch die Mutter die Bananen zerkauen muß, die er ißt, sagen: Pe'a hat Ta'avale getötet, weil er König werden wollte. Ich werde Pe'a töten -- so werde ich König sein. Es ist nicht gut, den Menschen zu deutlich den Weg zu zeigen, den man selbst gegangen ist."

Pe'a dachte nicht viel an das, was in dreißig Jahren sein würde. Aber Sib-awaki war ein kluger Mann und ein großer Zauberer. „Was rätst du also?" fragte Pe'a. Und Sib-awaki sagte: „Ich werde heute zum König gehen und ihm sagen, du kämest morgen, um O'a zu werben, um O'a die Zierliche mit den großen Augen." Sib-awaki hatte das gesagt!"

O'a sah in berechtigtem Stolz zu Gerd Neerink auf. Der schwieg.

Und sie fuhr fort:

„Pe'a aber sprang auf und schrie: „Dein Rat ist schlecht, Sib-awaki. Soll ich zehn und nochmals zehn Jahre warten, bis Ta'avale tot ist. Er ist zäh, der König wie Bambus."

Sib-awaki lächelte nur. „Du ließest mich nicht zu Ende reden. Ich gehe dem König sagen, du kämest morgen, um O'a zu werben. Und ich werde ihm sagen, daß Unheil über Samaki kommen wird, wenn er dir O'a gibt. Und ich werde ihm raten, so viele Pokon zu fordern, wie es auf Safune nicht gibt, damit du nicht bezahlen kannst, obwohl du nächst Ta'avale der reichste Mann in Samaki bist. Du aber wirst sagen, daß Ta'avale kindisch geworden sei vor Alter und wirst ihn töten, und die Leute werden sagen: Pe'a hat recht gehabt, Ta'avale zu töten; denn Ta'avale hat keinen Verstand mehr. Wer hat so viel Pokon, wie er für O'a fordert?"

Jetzt war Pe'a mit dem Rat Sib-awakis einverstanden und wollte fort. Sib-awaki aber sagte ihm noch, daß er den Zorn der Geister herausfordern werde durch das, was er morgen Ta'avale sagen müsse. Die Geister müßten versöhnt werden durch große Opfer. Opfer für sechs Pokon mindestens. Und Pe'a gab Sib-awaki sechs Pokon; denn er war ein großer Zauberer. Dies alles erzählte mir Mua, die Tochter Sib-awakis, die hinter der Hütte gelegen und alles gehört hatte. Sie erzählte es mir aber erst, als Pe'a schon da war und als ihn Ta'avale abwies. Die Kröte! Und ich stürzte vor die Hütte und flüsterte Ta'avale die Warnung ins Ohr. Ta'avale aber verschwand schnell in der Hütte, nahm Bogen und Pfeile, die Speere und seinen Schild und trat wieder vor die Leute, die Pe'a aufstachelte, ihn zu töten. Als Ta'avale die Hand hob, schwiegen sie alle; denn er war ein großer König.

Er sagte: „Pe'a behauptet, ich sei zu alt geworden. Er nehme einen Speer und einen Schild, wir werden sehen."

Pe'a aber, obgleich dreißig Sommer jünger, hatte keine Lust, mit Ta'avale zu kämpfen. Er flüsterte seinen Freunden etwas zu. Dann zischten drei Pfeile, und Ta'avale riß sie aus seinem Schild. Auch er schoß, und der Mann neben Pe'a fiel. Die Leute, die zusammengelaufen waren, hatten fast alle keine Waffen bei sich. Nach dem vierten Pfeil des Königs, der den vierten Toten machte, flohen sie. Ta'avale aber wandte sich zu mir und sagte: „Packe die Matten und meine Waffen, die noch in der Hütte sind, in mein Kanos. Sib-awaki ist gegen mich, und Pe'a hat zu viele Freunde. Samaki wird ohne Ta'avale leben müssen." Bevor noch die Leute wiederkamen, lagen die Matten und Waffen und alles, was in der Hütte war, im Kanos, im großen Kanos des Königs. Dann schrie Ta'avale, mein Vater, seinen Abschiedsgruß zu den Hütten. Pe'a und Sib-awaki antworteten mit Pfeilen und liefen an den Strand; denn sie wollten lieber, daß der König sterbe, als daß er lebendig fortfahre. Auch wollte mich Pe'a nun auf seine Matte haben.

Wir aber hatten die andern Einbäume und Ausleger durchlöchert mit unsern Messern und entkamen. Sieh dort!"

O'as dunkle Silhouette hob sich plötzlich scharf gegen den mattgrün leuchtenden Abendhimmel ab.

„Das ist Safune!"

Gerd Neerink starrte versonnen auf die scharfen Zacken dieser kleinen Welt, dieses Symbols der großen.

„Aber Samaki liegt auf der andern Seite. Sie wissen nicht, wo wir sind, und das ist gut."

Langsam wandte ihr Neerink den Kopf zu.

„Du willst also nicht auf Pe'as Matte?" fragte er.

Sie stand starr und sagte kein Wort.

„Und warum nicht?"

O'a schwieg noch immer. Die Erzählung schien sie erregt zu haben. Ihre Brust hob und senkte sich, sie hatte die zierlichen Hände geballt wie zur Abwehr.

„Ich will nicht," sagte sie endlich. Weiter nichts.

Und mit einem Satz war sie vom Felsen verschwunden, sanfte wie ein Waldgeist über die Lichtung und tauchte im Dämmer der Palmen unter.

Oben am Fels aber saß Neerink in tiefen Träumen.

Er sah das Leben dieses schönen, kleinen, braunen Walddämons und sah klar, wovon sie in ihrer Erzählung kein Wort gesprochen hatte: den tiefen Haß gegen Pe'a und seine Werbung. Wer weiß, ob der Alte die Insel verlassen hätte, wenn sie nicht gewesen wäre.

Ein jähes Gefühl des Dankes gegenüber dem aufrechten, alten König überkam ihn.

Schrill klang dazwischen das Gefühl des Europäers: der vielgepriesene Südseefriede ist auch nicht weither. Keule und Giftpfeile, Königswürdenstreit und hetzende Zauberer — es kam schließlich auf dasselbe heraus. Doch die Stille um ihn schüttelte es ab. Hier war Friede. Was kümmerte ihn die Außenwelt, von den dichter bevölkerten Südseeinseln bis zur menschenwimmelnden Großstadt? Verwundert gestand er sich, wie lieb er dieses Stückchen Erde gewonnen hatte in den kurzen Wochen seines Hierseins. Die ganze Welt war letzten Endes gleichgültig mit all ihren blöden Begriffen. Hier war das Paradies, waren Ruhe, Friede und Einsamkeit. Einsamkeit nicht des Eremiten, ohne Stachelgürtel und Fasten — echteste, göttliche Einsamkeit, die den Menschen Mensch werden ließ.

Er erhob sich, stieg mit einem seltsam frohen Beschwingtsein des Körpers über moosbewachsenen Fels zu der Lichtung hinunter, auf der er O'a zuletzt gesehen hatte. In samtner Schwere hing die Nacht über den Palmen, und die fernen Welten strahlten in milchweißem Leuchten. Die Stille ringsum war fast geisterhaft. Kaum, daß die schwarzen Schatten der Baumwipfel sich bewegten.

Die Palmen neigten die schlanken Stämme demütig auseinander, er glitt durch den Dämmer, mehr als er ging.

Er empfand fast nichts Körperliches mehr. Die Beschwingtheit war übergegangen in ein Vorwärtsgleiten von Wünschen und Gedanken. So kam er zu dem kleinen See, von dem aus der große schwarze Berg sichtbar wurde, ein dunkler, drohender Kegel vulkanischen Gesteins. Da saß O'a.

Das Bild war so schön, daß Gerd unwillkürlich stehen blieb. O'a saß auf einem Felsblock, sie war ihm halb zugewandt.

Das klargeschnittene Profil leicht erhoben, als sehe sie etwas in der Luft. Das schwarze Kraushaar streichelte den schlanken Nacken.

(Fortsetzung folgt.)

Schlummerbilder . . .

Der Schlaf als Schöpfer.

Viele Menschen kennen auf Grund eigener Erfahrung die Bilder, die bei geschlossenen Augen vor dem Einschlafen auftreten. Sie unterscheiden sich dadurch von den Traumbildern, daß das Bewußtsein noch nicht so weit ausgeschaltet ist, daß eine kritische Beobachtung unmöglich ist, auch bleiben sie gut in der Erinnerung, und der Schlummernde tritt niemals selbst im Bilde auf. Gleich den Träumen sind jene Bilder Symbolisierungen von Stimmungen und Gemütsbewegungen und können nicht durch den Willen hervorgebracht oder verändert werden, dagegen stehen sie in der Regel still und laufen nicht wie ein dramatischer Traum kinoartig ab. Es können in Erscheinung treten: kleine, rundliche oder vieleckige Flecken in unnachahmbarer, herrlich leuchtender Farbe, tapetenstickmuster- oder mosaikartig zusammengesetzte Farbentöne, Blumen, Tiere, Gegenstände, Landschaften, Gestalten und menschliche Gesichter mit charakteristischem Ausdruck. Die Bilder tauchen allmählich im dunklen Feld auf und verschwinden ebenso wieder. Farbe und Form verändern sich fast immer, aber ebenfalls langsam ineinander übergehend.

Im Lehrbuch der speziellen Physiologie (1834) sagt Prof. Dr. Rud. Wagner: „Vor Beginn des eigentlichen Schlafes, wenn die selbsttätige Richtung der Seele nachläßt, die Sinnesorgane sich von der Außenwelt abschließen, treten jene reichen und bunten phantastischen Gesichtserscheinungen auf, die als „Schlummerbilder“ zunächst noch vom Schlafenden objektiv beobachtbar sind, dann aber bald in wahre Traumbilder übergehen. Gegen Ende des Schlafes tritt derselbe Zustand ein . . . So gut man die Schlummerbilder und ihre Formen und Farben an sich selbst beobachten und in der Seele festhalten kann, ebenso gut gelingt dies auch mit Schallerscheinungen. Ich habe an mir selbst kurz vor dem festen Schlaf noch klingende Töne und selbst Schalle wie ferne Schüsse, wahrgenommen.“

Goethe erzählt: „Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Dasselbe konnte ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierat einer buntbemalten Scheibe dachte, welche dann ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unseren Tagen erst erfundenen Kaleidoskope. Hier ist Gedächtnis, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee alles auf einmal im Spiel und manifestiert sich in der eigenen Lebendigkeit des Organismus mit vollkommener Freiheit ohne Vorsatz und Leitung.“

Aehnlich berichtet H. Bahr über Georg Henslow an Galton bezüglich seiner Visionen, die nicht seinem Willen gehorchen, sondern ungerufen auftreten. Auch er schließt die Augen und wartet, nur denkt er sich zunächst gar nichts, er überläßt sich ganz dem inneren Auge, und es dauert nicht lange, so taucht ein Bild auf, ganz klar, doch meistens irgendwie von der Wirklichkeit unterschieden. Ganz wie Goethe kann auch er die Erscheinung nicht „fixieren“, sie verändert sich unablässig, sie quillt weiter. Einen Fall beschreibt er so: Es erscheint ihm eine Armbrust, zu der sich bald ein Pfeil gesellt. Die Hand einer unsichtbar bleibenden Person taucht auf und schießt den Pfeil ab, da füllt sich der ganze Raum mit schwirrenden Pfeilen, die schon in fallende Sterne, diese wieder gleich in Flocken verwandelt sind. Schnee bedeckt das Feld, eine verschneite Pfarre zeigt sich; jetzt aber ist der Frühling gekommen, die Sonne scheint auf ein Tulpenbeet, das Galton aus seiner Kindheit kennt, die Tulpen verschwinden bis auf eine, die sich verdoppelt, doch entsinken ihr die Blätter, nur der Stempel bleibt, ein aufgedunsener und angeschwollener Stempel, dem Hörner wachsen, die durch allerhand Verwandlungen der Reihe nach ein Bohrer, ein Stift, werden, ja ganz unkenntliche Gestalten annehmen, zuletzt aber wieder jener Armbrust ähnlich werden.“

Es scheint zweifellos, daß derartige „Schlummerbilder“, die bei abgedämpftem, aber nicht ausgeschaltetem Bewußtsein auftreten, manchen Malern die Motive für ihre Bilder gaben, ähnlich wie Gottfried Keller Traumbilder oder Schlummerbilder für seine Dichtungen verwandte.

Als Beispiele für die Ausgestaltung eines Sinneseindrucks zu einem Traumbilde möge folgendes angeführt werden: Der ausgezeichnete Kenner japanischen Lebens, Lafcadio Hearn, erzählt in seinem Buche „Kwaidan“ einen Traum des Akinoseke, welcher durch Ausschmückung einer wahrscheinlich unbewußten Wahrnehmung erzeugt zu sein scheint. In Wirklichkeit wurde, während er einschlummerte, ein Schmetterling von einer großen Ameise in ein Erdloch gezogen, kommt aber schon nach wenigen Minuten wieder hervor und fliegt fort. Akinoseke aber durchlebt im Traume 23 Jahre inmitten eines großen Volkes als Gatte der Königstochter und späterer Regent. Er wird zu Anfang in einem prächtigen Wagen von einem Vasallen des Königs in den Palast geholt und segelt am Schluß in einem Schiffe auf dem blauen Meer unter blauem Himmel der Heimat zu.

Ein eigenartiges Zeugnis des immer mächtiger in Gottfried Keller anschwellenden Dichtergeistes haben wir, worauf Dr. J. Böhm in seiner Schrift „Intuition und Inspiration“ aufmerksam macht, in seinem Traumbuche, in dem er die des Nachts ihn überwältigenden Visionen aufschrieb, um sich von ihnen zu befreien. Ehrfürchtig treten wir hier in ein fernes, dämmerndes Wunderland des Unbewußten. In phantastisch spukhaften, lieblich ausgelassenen und derb neckenden Szenen, in visionären Landschaften mit Schlangen, Adlern, Blumenmädchen mit silbernen Armbändern ziehen die Traumgestalten, vom dämpfenden Schleier der Wehmut umflossen, in holdem Reigen vorüber. Es ist die Urheimat der Poesie selbst, die sich hier in die goldenen Nebel erwachender Gestaltung hüllt. Mit dem Traume ist G. Kellers Schaffen aufs engste verknüpft; wundervoll belebte Traumgesichter ziehen ihre feinen Fäden durch die Geisteswelt des „Grünen Heinrich“; in Traumbildern ist der Keim zu vielen Gedichten und Novellen niedergelegt. Keller selbst sagt: „Es kommt von der glücklichen Stimmung, in welche mich diese einfachen Spiele der träumenden Seele auch noch nach dem Erwachen versetzen.“

Wie das halbbewußte Empfinden vom Erlöschen des körperlichen Lebens bei einer dichterischen Natur im Traume sich offenbaren kann, zeigt die Erzählung eines Traumbildes, die Gottfried Keller in den letzten Tagen seines Lebens Böcklin gegeben hat: „Ein schlanker Jüngling, vom Scheitel bis zur Sohle in gediegenem, geschmiedetem Golde gepanzert, von dem glänzende Lichter fein aufblitzten, hat die ganze Nacht regungslos zwischen den Fenstern gestanden, das Visier hoch aufgeschlagen, das obere Gesicht tief in Schatten gelegt — —; dieser hat mich unverwandt angeschaut und den Uhrpendel angehalten . . .“ Der Inhalt dieses Traumgesichts ist nicht mißzuverstehen.

Ueber das Arbeiten von W. v. Kaulbach teilt Josepha Dürk-Kaulbach folgendes mit: „In der Lerchenstraße hatte Kaulbach ein mäßig großes Zimmer als Atelier. In einem Alkoven dieses Zimmers standen zwei Betten, vor dem seinigen war ein großer Nachttisch mit einer Lampe, an welcher er nächtelang in jenem halben Traumzustande, in den er sich so energisch zu versetzen verstand, zeichnete. Hier entstanden die Gestalten, die seiner Phantasie vorschwebten. Er träumte sie eigentlich mehr, als er sie zeichnete, und am Morgen nahm er dann die einzelnen Bilder und reihte sie den Kartonen an. Heinlein, der jeden Morgen zu ihm kam, konnte sich am besten überzeugen von der kolossalen Arbeit, die er über Nacht geleistet.“

Nahender Herbst.

Von Hermann Ler.

Licht hob sich das helle Landhaus aus dem dunkelgrünen Saum des spätsommerlichen Waldes. Auf der Terrasse stand Henny Lindt, die früh verwitwete vierzigjährige Gattin des verstorbenen Arztes Lindt. Ihr schönheitsfrohes Auge schaute in den Sonnenglast des Erntefeldes, das weithin sich bis zu wiesenumgrünten Dörfern dehnte.

Einen Spinnfaden trieben vom Felde her die leisen Sommerlüftchen.

„Nun wird's bald Herbst!“

Jäh durchzuckte Henny Lindt beim Anblick des Altweibersommerfadens dieser Gedanke. Leer gähnten schon die Stoppelfelder. Drüben vom Ahorn tanzte das erste gelbe Blatt zu Boden, und rosafarben blühte das Weidenröschen, die liebliche Blume des Vorherbstes, am Waldrand.

Heute morgen hatte der Gärtner die ersten Astern geschnitten. Ein schwerer Nebel gab erst spät die Sonne frei. Die Erde duftete herb . . . Ein Ruhen war's in allem wie am Feierabend.

Die schlanke, blonde Frau trat näher zum Rand der Terrasse, strich sich über das im Sonnenglanz funkelnde Haar . . .

Noch durfte es nicht Herbst sein. Zu köstlich waren die Sommertage. Welch eine Fülle der Erlebnisse hatten sie ihr beschert. Ihr Skizzenbuch — seit ihres Gatten Tode widmete sie sich ganz ihrer Lieblingsbetätigung, der Malerei — hatte kaum gereicht, all das, was ihr Auge geschaut an Idyllen, aufzunehmen.

Sie schlug es auf.

Ein Jagdhund blickte da aus dem mit flüchtigen Strichen festgehaltenen Bild.

Sie blätterte weiter. Das Bild eines Forstmannes schaute da aus dem Schwarz des Stiftes.

Lange ruhte ihr Blick auf dem Bilde des Forstassessors. Wie viele Wege waren Sie zusammen gegangen. Immer Neues wußte er ihr zu zeigen, ihr immer fesselndere Schönheiten der Natur in diesem herrlichen Lande zu offenbaren. Sie sah ihn vor sich. Groß gewachsen, mit frohem Blick, immer zum Scherz bereit, bis auf einmal das große Schweigen zwischen ihnen stand, das niemand zu brechen wagte, weil er wußte, die Frage, die es zerriß, konnte eine Antwort fordern, die das ungenannte Glück zerbrechen würde.

Und doch einmal mußte es sein. Der Herbst nahte, sie würde in die Stadt ziehen. Und er?

Weiter kam Henny Lindt nicht. Ihre neunzehnjährige Tochter, die heute morgen angekommen war, um den Rest des Sommers bei der Mutter zu verbringen, trat auf die Veranda.

„Besuch, Mama! Diesen Brief ließ soeben ein Herr abgeben.“

Zitternd nahm Henny Lindt den Brief; ohne ihn gelesen zu haben, wußte sie, von wem er war.

Hastig erbrach sie ihn, ihre Pulse hämmerten, als sie las. Er kam, sich ihr zu erklären.

Und sie schellte dem Mädchen und ließ den Herrn bitten.

„Irene", sagte sie zu ihrer Tochter, die alle Schönheit der Mutter besaß und dazu noch die Jugend, „bleibe bitte hier. Es ist nur Nachbarfreundschaft."

Erich Hart, der Forstassessor, kam. In Leidenschaft brannte sein Herz.

Aber wer empfing ihn? Nicht das schöne Weib, die Malerin Henny Lindt, eine Mutter saß da, und neben ihr stand in jugendgeschmückter Schönheit ihre Tochter.

Und als er ging, da war es wirklich nur ein Freundschaftsbesuch gewesen; verwischt war die Leidenschaft in ihm zu Henny Lindt, und auf keimte die Liebe zu Irene Lindt.

Drei Tage später wußte Henny Lindt, daß es Herbst war. Noch dichter wurden die Nebel, rot bluteten die Lärchen, und gelb fahlte der Ahorn.

Und durch das herbstliche Feld schritten Irene Lindt und Assessor Hart, freuten sich ihrer Jugend in der Totenfeier des Herbstes.

Henny Lindt blätterte — einsam auf der Terrasse sitzend — im Skizzenbuch; ihre schmale Hand löste die Blätter, die das Bild des Assessors trugen, heraus, zerriß sie und ließ die Fetzen im Spiel des Windes treiben, der sie unter das erste fallende Laub mischte . . .

Weihrauch und Myrrhen.

Parfüms aller Art waren schon vor Jahrtausenden im Orient bekannt, — denken wir nur an die Heiligen Drei Könige, die dem Christuskinde Gold, Weihrauch und Myrrhen brachten. Auch im Reiche der Aegypter waren Duftstoffe reichlich im Gebrauch. Sie wurden besonders auch bei Balsamierung und Opfer verwendet.

Damals freilich kannte man noch nicht die Kunst der Parfümbereitung, man mußte sich mit den Rohstoffen begnügen wie sie waren, und vor allem waren es die wohlriechenden Hölzer, wie Sandelholz, das Holz des Aloebaumes, Zimt und das Harz der Myrrhen, die hoch in Gunst standen. Erst als man die Destillation erfand, die Methode, durch Erhitzen und Auffangen der Feuchtigkeit durch Abkühlung den Rohstoffen ihren Duft zu entziehen und aufzusammeln, konnte man alle Möglichkeiten, die die Natur bietet, ausnutzen. Es ist zu vermuten, daß die alten Inder bereits eine Ahnung von dieser Kunst hatten, — zur Vollendung aber wurde sie von den Arabern um das Jahr 900 entwickelt und stand dann in Bagdad, Bassora, Damaskus und später auch Spanien in hoher Blüte. Auf diese Epoche spielt Lady Macbeth an, wenn sie klagt: „Alle Wohlgerüche Arabiens können diese kleine Hand nicht reinwaschen."

Als die Mongolen im Jahre 1258 Bagdad eroberten, verbreitete sich die Kunst der Parfümbereitung nach Venedig und von da über ganz Italien. Durch Karmelitermönche wurde sie im Jahre 1611 in Paris bekannt, und zwar wurde damals unter dem Namen Eau de Carmes ein Destillat aus Melisse, Zitronenschale und Lavendel verkauft. Auch der Ursprung unseres Kölnischen Wassers führt nach Italien. Der Italiener Giovanni Maria Farina erfand eine besonders erfrischende Zusammensetzung eines Destillats und nahm das Rezept mit nach Köln, wo er sich niederließ. Hier wurde im Jahre 1725 die Fabrikation des Kölnischen Wassers begonnen.

Alle diese Toilettenwässer und Duftstoffe waren in einer früheren Zeit recht unentbehrlich, als die Hygiene auf einem tiefen Niveau stand und Wasser zur Körperpflege fast ausschied. Seife gab es freilich schon seit alten Zeiten, sie war aber sehr teuer in der Herstellung, da das dazu nötige Soda selten vorkommt. Das änderte sich erst, als der Franzose Leblanc im Jahre 1891 eine Methode erfand, aus Kochsalz Soda zu gewinnen. Damit konnte die Seife so billig hergestellt werden, daß sie wirklich volkstümlich wurde. Die Männer der Revolution belegten diese umwälzende und höchst bedeutsame Erfindung mit Beschlag, der Erfinder starb in größter Armut. Napoleon selber setzte die Fabrikation von Soda auf künstlichem Wege in Gang. Daraus erklärt sich der große Vorsprung, den die französische Seifenindustrie jahrzehntelang gehabt hat.

Noch um 1590 waren es nur ganz wenige Rohstoffe, die zur Parfümbereitung Verwendung fanden; ihre Zahl hat sich mit der Zeit geradezu ungeheuerlich erhöht. Es gibt sozusagen keinen Stoff mehr, aus dem die sehr geschickte Parfümindustrie nicht Wohlgeruch zu gewinnen vermag. Die weitaus meisten Rohstoffe für die Duftgewinnung aber kommen aus Britisch- und Holländisch-Indien, von den Philippinen, aus China, Nordamerika, Mexiko, Italien, Spanien, Bulgarien und Ungarn. Daneben finden auch einige Produkte aus dem Tierreich Anwendung, wie das Ambra, das sich im Kopfe des Narwals findet, das Moschus, eine Ausscheidung aus der Bauchdrüse der Moschusratte, und das Zibet, das aus dem Bauch der Zibetkatze kommt.

Der Hauptsitz der Parfümindustrie ist heute noch die Gegend um Grasse, Cannes und Nizza, diesem großen Blumengarten der Welt, wo die Blumen nicht stückweise geschnitten werden, sondern nach Millionen von Kilo berechnet werden müssen. Dort hat man neuerdings eine sehr aparte Erfindung gemacht, nämlich selbst die Transpiration der Haut in den Dienst der Duftgewinnung zu stellen. Die Stellen der Haut, an denen der Schweiß hervorzubrechen pflegt, werden mit einer vollkommen geruchlosen chemischen Essenz bestrichen, und der Schweiß selber nimmt einen wundervollen Geruch an. Das grenzt ans Wunderbare, wie ja überhaupt der Geruch und der Geruchssinn zu den geheimnisvollsten und bisher unerforschtesten Gebieten gehören, die wir haben. Vielleicht wird es der Parfümerieindustrie, in der so viele hochbegabte Forscher sich betätigen, eines Tages gelingen, das Rätsel des Duftes überhaupt zu lösen.

Die Anekdote.

Größen und Schlagfertigkeit.

Man sprach in Gegenwart des Herzogs von Orleans (Philippe Egalité) über die Unsittlichkeit der damaligen Mode, die den Frauen eine allzu tiefe Decolletage vorschrieb.

„Ah, bah!" rief der Herzog, „ich finde diese Mode reizend, denn nichts kleidet eine hübsche Frau besser als die Nacktheit."

*

Eine lakonische Korrespondenz: Crillon an Heinrich IV. — Sire, nur drei Worte? Urlaub oder Geld.

Drei Worte Heinrichs IV. an Crillon: Keines von beiden.

*

Fontenelle wurde einmal gefragt, wie er es mache, um so viele Freunde und gar keine Feinde zu haben.

„Mit zwei Grundsätzen: ‚nichts ist unmöglich' und ‚jedermann hat recht'!"

*

Der König von Portugal unterhielt sich mit dem Marquis Ponteleima über die Größe der Macht eines Souveräns über seine Untertanen. Der Marquis war der Ansicht, daß sie Grenzen hätte. Auffahrend erwiderte der König: „Wenn ich Ihnen befehlen würde, ins Meer zu springen, so müßten Sie sich kopfüber hineinstürzen."

Ohne ein Wort zu erwidern, drehte sich der Marquis um und stürzte zur Tür. Der König fragte erstaunt, wohin er wolle. „Schwimmen lernen, Sire."

*

Voltaire ließ in Genf sein „Gerettetes Rom" aufführen. Unter den Zuschauern befand sich der Präsident Montesquieu. Er schlief fest ein. Voltaire erhob sich von seinem Sitz, warf dem Präsidenten seinen Hut an den Kopf und rief sehr laut: „Bei Gott, er bildet sich ein, bei einer Gerichtssitzung zu sein!"

*

Man fragte Gluck, was er am meisten auf der Welt liebe.

„Drei Dinge," antwortet er, „das Geld, den Wein und den Ruhm."

„Wie," rief man erstaunt, „Sie setzen den Ruhm an letzte Stelle?" „Das kann nicht sein, Sie sind nicht aufrichtig."

„Durchaus," erwiderte Gluck, „um das Geld kaufe ich mir Wein, der Wein beflügelt meine Phantasie und meine Phantasie verschafft mir Ruhm. Sie sehen, ich habe recht."

*

Eines Abends stieg Aubert mit einem Freunde, einem alten Mann, die Treppen des Opernhauses hinab.

„He, he, mein Freund, wir werden alt."

„Was wollen Sie," erwiderte Aubert lächelnd, „man muß es über sich ergehen lassen, da es das einzige Mittel ist, lange zu leben."

*

Madame de S. und Madame d'H. befanden sich dem Alter nach auf der absteigenden Linie. Sie versuchten nach Möglichkeit ihr Alter zu verbergen. Daher hatte Madame d'H. die Gewohnheit, wenn sie Madame S. zu Neujahr besuchte, zu sagen: „Madame, ich komme, um Sie zu fragen, welches Alter Sie dieses Jahr für uns wünschen."

Aus aller Welt.

4000 Jahre vor Christi Geburt. Professor Ugolini, der Leiter der internationalen archäologischen Mission in Albanien, erklärt, daß die Ausgrabungen zahlreiche prähistorische Funde ergeben haben. Die Funde bezeugen infolge ihres Alters das Vorhandensein von Menschen bei der Akropolis noch vor der Sage von Troja (4000 Jahre vor Christi). Unter anderem wurden sieben schöne Marmorstatuen gefunden, davon eine einen macedonischen König darstellend.

Die längste und die höchste Autostraße. Die längste mit einer festen Wegedecke versehene Autostraße der Welt ist wahrscheinlich der Pacific Hiphway, der sich auf eine Entfernung von 2400 Kilometern ausdehnt, von Vancouver (Britisch-Columbien) an der Küste des Stillen Ozeans vorbei bis zur mexikanischen Grenze. Die höchste Autostraße der Welt befindet sich natürlich ebenfalls in den Vereinigten Staaten. Sie geht über den Pikes Peak in Colorado und führt über eine Höhe von 4300 Meter.

Fröhliche Ecke.

Immer offen. Denken Sie nur," sagte die Pensionsbesitzerin, „ein Badegast hat im Wasser den Tod erlitten, weil er gebadet hat, nachdem er zu viel gegessen hatte!" — „Gott sei Dank," erwiderte der Pensionsgast, „das kann den Gästen Ihres Hauses nicht passieren."

Fabel. Ein paar Hunde treffen sich am Rinnstein. Sie unterhalten sich über das Problem der Seelenwanderung. „Hört mir auf," schreit da einer, „das wäre ja furchtbar. Da könnte man ja eventuell das Pech haben, als Mensch wiederzukommen."

Im Warenhause. Herr: „Dieses Hemd ist mir um eine Kleinigkeit zu eng." — Verkäuferin: „Entfettungsmittel, zweiter Gang links!"